

Besprechungen

Moraltheologie

Der Ordinarius für Moraltheologie und Ethik der Theologischen Fakultät Paderborn *Peter Schallenberg*, inzwischen Leiter der Katholischen Sozialwissenschaftlichen Zentralstelle Mönchengladbach, behandelt die Grundlagen der katholischen Moraltheologie. Entstanden ist das Buch aus den Vorlesungen im Fach Moraltheologie an den Theologischen Fakultäten zu Fulda und Paderborn zwischen den Jahren 2004 und 2009:

Peter Schallenberg: Gott, das Gute und der Mensch. Grundlagen katholischer Moraltheologie. Bonifatius-Verlag, Paderborn 2009

Als eine auf das Wesentliche konzentrierte Zusammenstellung der katholischen Moraltheologie eignet es sich auf der einen Seite gut als entsprechendes, wenn auch begrenztes Nachschlagewerk, das insbesondere interessierten Laien und Studierenden hilfreich sein sollte. Wenn man aber bedenkt, daß *Schallenberg* mit einem Kapitel über Spiritualität schließt, in dem er Person, Mystik, Gebet und Tat zu verbinden weiß, dann eignen sich die vorgelegten Gedanken jedoch ebenso zur geistlichen Lektüre: „Das Denken und Reden von Gott, ja die gesamte Theologie stammt zuletzt immer aus dem Gebet. Auch die Moraltheologie hat hier ihren letzten Quellgrund, sonst bliebe sie ein bloß belangloses Glasperlenspiel. Denn Gott wird lebendig ja nur in dem Augenblick, wo zu ihm gebetet wird; außerhalb des Gebetes bleibt er bestenfalls ein denkerisches Prinzip oder eine philosophische Letztbegründung.“ Insgesamt sind die 160 Seiten geprägt von einer ermutigen-

den und erfrischenden Kirchlichkeit. Oder besser: der Entfaltung einer der Tradition verpflichteten Moraltheologie. Gewährsmänner *Peter Schallenberg*s sind *Augustinus*, *Thomas von Aquin*, *Ignatius von Loyola* oder auch *Romano Guardini*, *Klaus Demmer* und *Robert Spaemann*, die dem Leser immer wieder begegnen, ohne jedoch neuere Ansätze und Autoren innerhalb der Moraltheologie zu vernachlässigen.

Unter dem sinnenfälligen Gleichnis vom reichen Jüngling (Mt 19,16-24), das die menschliche Frage und Sehnsucht nach dem ewigen Leben mit der Bindung des Herzens allein an das Gute, also an Gott, verbindet, beschäftigt sich *Peter Schallenberg* – und zwar eingebunden in das Gesamt der Moraltheologie – mit der Frage nach dem Glück und der Glückseligkeit des Menschen. Schon auf den ersten Seiten wird deutlich, daß es dem Christentum primär um das Sein und erst sekundär um das Handeln geht: „Nicht das Tun des Guten ist das letzte Ziel der Botschaft Jesu, vielmehr die exklusive Bindung des Herzens an Gott und die entschiedene Loslösung von allen geschaffenen Gütern.“ Diese Erkenntnis wird in der Folge immer weiter einsichtig gemacht. Das Sein des Menschen aber ist, so *Schallenberg*, das Sein auf Gott hin, wodurch das Leben gelingt und glückt. „Tugend und Glück“, eine Verbindung, die sich so besonders bei *Aristoteles* findet, ist dann die Überschrift des vierten zentralen Kapitels. Dem Menschen ureigenen Streben nach Glück korrespondiert der göttliche Wille, daß der Mensch glücklich werde sowie die Möglichkeit des Menschen, das Glück durch Schuld und Sünde auch zu verfehlen. Hierzu finden sich Ausführungen in den dem Glückskapitel voranstehenden Abschnitten, die gleichsam die Bedingungen der Möglichkeit für Glück erörtern, und in den folgenden Abschnitten, die unter anderem die

Grenzen, aber auch die Möglichkeiten des Menschen aufzeigen.

In einer Einführung wendet sich *Schallenberg* der Ethik als theologischer Wissenschaft zu. Ausgehend von der Feststellung, der Mensch sei täglich vor unzählige von kleinen und großen Entscheidungen gestellt, wird die Frage aufgeworfen, was das leitende Kriterium für diese Entscheidungen sei, um von dort aus zu der Aussage zu gelangen, Theologie strebe das Ganze, näherhin Gott, an und wolle die begrenzte Eigenperspektive aufbrechen. „Die beste Möglichkeit des Menschen ist sein Denken, und die beste Denkmöglichkeit ist Gott. Der Mensch kann Gott denken – was bedeutet dies für die Frage nach seinem Wesen, was heißt das dann für sein Leben und Handeln gemäß diesem Wesen?“ Dieses teleologische Denken vom Menschen führe dann fast zwangsläufig zu Ethik und Ethos, also zur wissenschaftlichen Reflexion über das individuelle und gesellschaftliche Handeln des Menschen.

Schallenberg beschreibt Ethik als eine „notwendige Folge des Sündenfalls“, da es im Paradies noch eine „Spontaneität absichtsloser ... Liebe“ gegeben habe, und damit als eine „Erscheinung ... der Kultur“. In Unterscheidung zu bloßer Legalität gehe es der Moralität um innere Überzeugungen und Motivationen, von wo aus das Proprium der katholischen Moraltheologie mit *Johann Sebastian Drey* als „umgewandte Dogmatik“ bezeichnet wird. Damit bedeutet der Autor wiederum das, was den Leser am Ende der Lektüre wohl selbst umtreiben wird: Was ändert sich im Leben und Handeln, wenn Gott gedacht wird?

Eine kenntnisreiche tour d'horizon durch die Geschichte und Entwicklung der Moraltheologie liefert das folgende Kapitel. Klassischer Beginn ist der Blick auf die biblischen Spuren der Ethik. Für

den biblischen Menschen ereigne sich die Menschwerdung des Menschen elementar vor Gott, also in Beziehung zu ihm und zu den Menschen. Ohne den Menschen in seiner Geschichtlichkeit und Begrenztheit aus den Augen zu verlieren, weshalb er Beziehung auch zerstören kann, verteidigt der Autor das biblische, und dann spezieller, das christliche Bild vom Menschen, der zur Heiligkeit berufen ist. Die Ethik der Kirchenväter, *Anselm von Canterbury* und *Thomas von Aquin*, die besonders die Verantwortlichkeit des konkreten Menschen für sein Tun und damit auch für das Heil herausgestellt haben, das Beichtdekret von Trient (1551) sowie die spirituelle (Neu-)Durchdringung der Sittenlehre bis hin zum II. Vaticanum sind Inhalt des Folgenden.

Im Hinblick auf die moraltheologischen Handbücher und damit zusammenhängende kasuistische Fixierungen bleiben kritische Töne nicht aus: „Die so konzipierte Sittenlehre aber verliert das Streben nach Vollkommenheit und Heiligkeit aus dem Blick zugunsten einer bloßen Erfüllung des Gesetzes und der Pflicht; sie löst sich gleichermaßen von der Dogmatik und der Hl. Schrift wie auch von der Mystik (oder Spiritualität).“

Vorgaben der Sittenlehre wollen den Menschen nicht einschränken, sondern seiner Freiheit dienen. Was aber ist der Mensch naturaliter? Die Natur gibt laut *Schallenberg* lediglich Hinweise zur personalen Lebensgestaltung und fordert zur Deutung und Wertung heraus.

Dem zusammenhängenden Komplex von Natur, Person, Schöpfung und Imago Dei und Gnade wendet er sich im dritten Kapitel zu, überschrieben mit „Das christliche Menschenbild“. Hier wird nicht nur der Personenbegriff und seine Geschichte erläutert, sondern es gelingt insgesamt eine plausible Antwort

auf die Frage: Warum soll ich davon ausgehen, daß mein Leben von Gott aus betrachtet vorgängig als geglückt angesehen wird? „Die Leute sollen nicht soviel darüber nachdenken, was sie tun sollen; sie sollen darüber nachdenken, was sie sein sollen.“ Auf diese Einsicht *Meister Eckarts* zugehend, die erneut den Fokus auf das Sein des Menschen legt, erläutert *Peter Schallenberg* die Gottesebenbildlichkeit des Menschen in Schöpfung und Erlösung. Schließlich stellt er mit der Pastoralconstitution „*Gaudium et spes*“ (Nr. 22) Christus als die Offenbarung des Geheimnisses der väterlichen Liebe schlechthin vor Augen, der dem Menschen ein neues übernatürliches Sein und damit auch die Tugenden von Glaube, Hoffnung und Liebe schenke. Das zu Beginn erwähnte Glücksstreben findet also seine Erfüllung zuletzt in Christus selbst, denn „die Gemeinschaft mit Christus erscheint als Vollendung der naturhaft erstrebten, vollkommenen Glückseligkeit, als ewige Glückseligkeit, als *beatitudo perfecta*,“ und weiter: „die Nachfolge Christi im eigenen, persönlich-unverwechselbaren Leben leuchtet als Weg zu diesem Ziel auf.“ Im Zentrum nicht nur der vorliegenden Ausführungen, sondern auch im Zentrum des christlichen Glaubens und der Moral schlechthin steht die Verbindung von Christus und Glück. Aus der Rückbindung an ihn als *Halt* und der daraus erwachsenden *Haltungen* der Tugenden geht ein *Verhalten* hervor, das dem christlichen Anspruch und Zuspruch, dem Sein des Menschen entspricht – das wird an dieser Stelle deutlich.

Die weiteren Ausführungen, die etwa die natürlichen Tugenden ihrer Form nach als „Kunst des geglückten Lebens“ darstellen, dienen zur näheren Erläuterung des Gemeinten. Die moralischen Tugenden oder Kardinaltugenden (Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und

Maß) sowie die göttlichen Tugenden (Glaube, Hoffnung und Liebe) erklärt und entfaltet *Schallenberg* präzise und mit stetigem Rückbezug auf die großen Denker der Tradition. Besonders im Hinblick auf die göttlichen Tugenden sind seine Gedanken erhellend, denn der Glaube wird, anders als mitunter angenommen, nicht als Ausdruck der individuellen Gottesbeziehung verstanden, sondern als „Wille zur Gemeinschaft der Kirche als von Christus sichtbar gestifteter Glaubensgemeinschaft“. Individueller und persönlicher Ausdruck ist dann vielmehr die Hoffnungsgewißheit des Christen auf die ewige Vollendung, wohingegen die Liebe über beide hinausgeht und „das letzte Ziel des moralischen Mühens“ sei.

„Die wahre Moral des Christentums ist die Liebe“ lautet kurz und knapp *Schallenberg*s *Résumé* seines Glückskapitels. Hierin finden sich auch Hinweise zur Bergpredigt, die zu weiterem Nachdenken einladen. Freilich kann das Glück des Menschen auch verloren oder nicht erreicht werden. An dieser Stelle muß der Autor einige Gedanken zu Schuld und Sünde anführen, bei denen letztere primär als Trennung und Spaltung von Gott und damit als Bruch von Beziehung – zu anderen und zu mir selbst – verstanden wird. Nachdem deutlich gemacht wurde, daß sich eine äußere Tat immer durch eine innere Gesinnung vorbereitet, ist es folgerichtig und notwendig, die Bedeutung von Bekehrung und Buße, die ja beide zunächst innere Geschehen sind, herauszustellen: „Wenn Sünde wesentlich Untreue gegenüber ... dem Lebensweg mit Gott ist und diese Untreue sich fast unmerklich verdichtet und ausbreitet, dann ist freilich auch die Gegengeschichte der Bekehrung ein Weg des Nachdenkens, des Ausleidens und der beherzten Korrektur innerer Fehlhaltungen und äußerer Lebensumstände.“

An dieser Stelle würde sich das letzte Kapitel (8.) „Spiritualität“ nahtlos und konsequenterweise anschließen. *Schallenberg* entfaltet darin den Zusammenhang von Orthopraxie, also dem richtigen Handeln, Orthodoxie (richtiges Denken) und Orthopathie (richtiges Fühlen). Für das richtige Verhalten des Menschen, und darum geht es der Ethik auf dem Weg der Verwirklichung des Guten, ist ein richtiges Denken vom Menschen und von Gott notwendig. Der richtige Ort die schöpferischen Absichten und Ziele Gottes und der Menschen zu reflektieren, ja Gott zu begegnen, sei, so die Conclusion, das Gebet.

Diesen Überlegungen vorgeschaltet ist jedoch ein weiteres Kapitel (7), das für die Moraltheologie unerlässlich ist, an anderer Stelle aber womöglich noch passender gewesen wäre. Unerlässlich ist es, weil hier unter anderem Reflexionen über das sittliche Naturgesetz und das Naturrecht angestellt werden, also über Antworten auf die dringliche Frage, in welcher Form das sittliche Sollen als unbedingter Anspruch göttlicher Liebe an den Menschen herantritt. *Schallenberg* versteht es als Vernunftgesetz, durch das – um es mit dem *Tomas von Aquin* zu sagen – der Mensch teilhat am ewigen Gesetz Gottes. Es soll an dieser Stelle genügen, auf die Ausführungen zum Gesetz Christi hinzuweisen. Denn hier verdichten sich noch einmal Inhalt und Sprache, die insgesamt verständlich und bildhaft ist (lateinische Ausdrücke werden vom Autor durchgehend ins Deutsche übertragen): „Christus gibt ein neues Gesetz, aber dem zuvor ein neues Können, ein neues Herz, ein neues Sein, ja ein neues Bewußtsein von der alles übersteigenden Liebe Christi und der Würde des von Gott in Christus geliebten Menschen. ... Das neue Gesetz ... fragt nicht mehr nach dem Müssen, sondern nach dem Dürfen. ... Gibt es eine christliche Überbietung der huma-

nen Ethik? Die Antwort kann aus Sicht der katholischen Moraltheologie nur lauten: Das viel gesuchte und diskutierte Proprium liegt nicht im Sollen, sondern im Können.“

Wenn der nicht christliche Ethiker das vorliegende Buch, das, so kann man abschließend sagen, auch eine Entfaltung dieses Propriums darstellt, unter diesen Vorzeichen liest, dann kann es womöglich helfen, weiteres Gespräch und Dialog zu fördern. Zuletzt sei noch auf ein Detail hingewiesen: Im Text finden sich hier und da überflüssige Wiederholungen von bereits Gesagtem. Diese Tatsache erscheint jedoch vor dem Hintergrund der Entstehung des Buches aus Vorlesungen nicht gänzlich unvermeidlich und so können die Wiederholungen auch der Einprägung dienen. Ungeachtet dessen, ist diese geglückte Komposition moraltheologischer Grundlagen sehr zu empfehlen.

Manuel Wluka

Grauzone Hirntod

Die Klagen sind bekannt: den rund 12.000 Patienten, denen mit einer Organtransplantation geholfen werden könnte, stehen jährlich nur rund 1.300 Menschen gegenüber, die bereit sind, ein Organ zu spenden. Immer wieder fordern deshalb Transplantationschirurgen, Ärzteverbände und die Deutsche Stiftung Organspende die Einsetzung von Transplantationsbeauftragten in allen Krankenhäusern, die die Angehörigen von Verstorbenen dafür gewinnen sollen, einer Organspende zuzustimmen, oder gar die Ersetzung der seit dem Transplantationsgesetz von 1997 geltenden erweiterten Zustimmungsregelung durch eine Widerspruchsregelung, die den Ärzten das Recht gäbe, auf die Organe eines Verstorbenen zuzugreifen, wenn dieser nicht zu Lebzeiten wider-

sprochen hat. Was auf den ersten Blick aussieht wie ein gewaltiges Mißverhältnis von fast 10:1, mildert sich freilich beträchtlich, wenn berücksichtigt wird, daß jedem Organspender im Durchschnitt etwa 3,7 Organe entnommen werden. Es bleibt aber die Tatsache, daß die Nachfrage nach Organen deutlich höher ist als das Angebot. Deshalb hören wir regelmäßig die Appelle, zur Erhöhung der Bereitschaft, nach dem eigenen Tod Organe zu spenden und einen Spenderausweis zu tragen. Tabuisiert wird jedoch in allen Appellen die entscheidende Frage: Wann ist der Mensch, der seine Organe spenden soll, tot?

Stefan Rehder, Grauzone Hirntod. Organspende verantworten. St. Ulrich-Verlag, Augsburg 2010, 190 S.

Seit 1968 gilt als Todeskriterium der Hirntod, den eine Kommission der medizinischen Fakultät der Harvard-Universität definierte, um den Krankenhäusern Sicherheit zu geben, wann sie die Geräte zur künstlichen Beatmung abstellen dürfen und um Kontroversen bei der Beschaffung von Organen zur Transplantation zu vermeiden. Die entscheidende Frage aber bleibt: Ist der Hirntod der Tod des ganzen Menschen? In den vergangenen Jahren sind vermehrt Zweifel aufgekommen. Unter der Überschrift „Ist die Organspende noch zu retten?“ wies *Stephan Sahm* in der FAZ vom 14. September 2010 auf die Bemühungen der Transplantationschirurgen hin, durch neue Kriterien die Transplantationschirurgie zu retten. Im *New England Journal of Medicine* wurde bereits im August 2008 für einen Verzicht auf die „Dead Donor Rule“ plädiert, die Regel also, daß der Organspender tot sein müsse, wenn ihm Organe entnommen werden. „Verheerende neurologische Schädigungen“ sollten für die Organentnahme ausreichen.

Rehder, in Fragen der Bioethik einer der besten Journalisten im deutschen Sprachraum, hat die „Grauzone Hirntod“ in seinem jüngsten Buch eindringlich und verständlich beschrieben. Er schildert das Zustandekommen und den Zweck der Hirntoddefinition, von der es bereits zehn Jahre nach der Einführung 30 verschiedene Varianten gab. Er beschreibt die derzeit üblichen Methoden der Hirntoddiagnostik, mit denen der Hirntod „nicht zweifelsfrei nachgewiesen werden kann“, was „als überaus beunruhigend betrachtet werden“ darf. Er zitiert zustimmend den frühen Protest des aus Deutschland stammenden und 1933 emigrierten jüdischen Philosophen *Hans Jonas*, der dieser Definition schon 1968 entgegenhielt, daß man einen Menschen erst dann als tot bezeichnen könne, wenn neben den Hirnfunktionen auch Herz- und Kreislauffunktionen zusammengebrochen seien. Er zeigt, was Hirntote alles noch können, wenn der Hirntod bereits diagnostiziert worden ist (am meisten Aufsehen erregen die manchmal bis zur Geburt eines lebenden Kindes fortgeführten Schwangerschaften hirntoter Frauen) und er stellt die wichtigsten Aussagen der Päpste *Johannes Paul II.* und *Benedikt XVI.* zum Thema Organspende zusammen, die unterstreichen, daß Organe zwecks Transplantation nur Leichen entnommen werden dürfen (*Benedikt XVI.* am 7. November 2008). Eine Organentnahme ohne Feststellung des Todes des Spenders komme einer Euthanasie gleich (*Johannes Paul II.*, *Evangelium Vitae* 15).

Rehder kommt zu dem Schluß, daß der Hirntod der Tod eines zentralen Organs sei, der eine Rückkehr in ein bewußtes Leben unmöglich mache. Er sei aber nicht der Tod des ganzen Menschen. Wenn Befürworter der Hirntod-Theorie darauf bestünden, daß der Organtod des Gehirns zugleich der Tod des Menschen

sei, sei Streit unvermeidlich, denn „was der Tod ist, wird dem Menschen auf immer ein Rätsel bleiben müssen“.

Rehder beschließt sein Buch mit einer zentralen ethischen Überlegung: Das Recht des hirntoten Patienten, nicht getötet zu werden, wiegt schwerer als der verständliche Wunsch eines anderen Patienten nach einem längeren Leben, das ihm durch eine Transplantation ermöglicht werden könnte. Wenn die Leben verlängernde Transplantation nur möglich ist durch einen Eingriff in den Sterbeprozess, ist sie zu unterlassen. Für die Folgen moralisch gebotener Unterlassungen, schreibt er mit *Eberhard Schockenhoff*, ist niemand verantwortlich. Die Würde des Sterbenden hat Vorrang gegenüber den Interessen eines Kranken an einem neuen Organ, schrieb auch *Edmund Pellegrino*, der katholische Vorsitzende des Bioethikrates des amerikanischen Präsidenten in seinem Sondervotum zum letzten Gutachten dieses Rates „Controversies in the Determination of Death“ 2008, dessen Mehrheitsmeinung von *Rehder* mit Recht heftig kritisiert wird, weil sie alle Überlegungen zur Definition des Todes dem Ziel unterordnet, die Transplantationschirurgie zu sichern.

Dem Buch ist eine zweite Auflage zu wünschen, in der die umfangreichen Richtlinien der Bundesärztekammer zur Feststellung des Hirntodes, die 20 Seiten des Buches ausmachen, und vermutlich selbst unter Medizinern nur Spezialisten verständlich sind, ersetzt werden durch ein Literaturverzeichnis, das die Lektüre der Anmerkungen wesentlich erleichtern würde.

Manfred Spieker

Theologische Skizzen

Nicht viele Menschen wissen, wo Oberhaid ist, es liegt mitten in der süd-

deutsch-katholischen Provinz nahe Bamberg. Und *Stefan Hartmann* ist dort Pfarrer und Direktor einer kleinen Wallfahrt. Aber wer *Stefan Hartmann* ist, das wissen alle theologisch interessierten Katholiken deutscher Sprache. Denn *Stefan Hartmann* ist ein Pfarrer, wie es sie im 19. Jahrhundert, besonders bei den Protestanten gab: Einer, dessen Haus voller Bücher aus der neuesten theologischen Diskussion ist, einer, der fleißig liest und vielfältig schreibt und der das eindrücklich kann. Und der neben einem anstrengenden Pfarrerberuf auch ziemlich dicke Bücher gründlichster Art schreiben kann, so unter anderem eine Dissertation über die Mariologie von Pater *Köster*. Die wichtigsten seiner Aufsätze und Rezensionen hat *Stefan Hartmann* in einem Aufsatzband zusammengefaßt, der hier zu rezensieren ist.

Hartmann, Stefan: Standorte. Theologische Skizzen und Gestalten, Heiligenkreuz 2010, 192 S.

Ich rezensiere diesen Band gerne, weil er einen höchst willkommenen und auch nötigen Überblick über die gegenwärtige theologische Diskussion im deutschen Sprachraum liefert. Das ist schon als reine Arbeitsleistung beachtlich: Zu sammeln, zu lesen, zu verarbeiten, zu publizieren. Natürlich interessiert den kritischen Rezensenten am meisten: Welche Standpunkte vertritt denn *Stefan Hartmann*? Wohlgemerkt: Standorte im Plural! Das gehört sich auch so, denn in der gegenwärtigen Situation bei uns gibt es nicht einfach einen Standpunkt, den ein Pfarrer zu vertreten hat. Es ist ja in der Theologie Großes, Neues, Ostkirchlich-Ökumenisches im Werden. Da ist zunächst eine Vielfalt, aus der sich dann die Gestalt zukünftiger Theologie in Deutschland herauschälen lassen wird. Eigentlich ist das eine spannende Zeit, in der weder einfach Neothomismus

noch klassischer Thomismus noch Rahnerismus noch diverse dogmatische Humanwissenschaften uns bestimmen, sondern in der die alten Systeme bröselig geworden sind. In dieser Situation liefert *Stefan Hartmann* – in der höchsten handwerklichen Perfektion, die er auch bei *Manfred Gerwing* (Eichstätt) gelernt hat, so etwas wie ein Musikstück mit einigen Leitmotiven und unterschiedlichen Abschnitten.

Die wichtigsten Leitmotive sind Mariologie und Ekklesiologie, engagiert auch Liturgie. Die großen Gestalten sind *Romano Guardini* sowie *Hans Urs von Balthasar* und seine Wirkung. Gerade die beiden letzteren kann man nicht genug preisen.

Bei der Frage nach den Standorten, die *Hartmann* vermittelt, ist der Rezensent an den Ressourcen interessiert, aus denen dieser Seelsorger und Gelehrte schöpft. Man kann nicht sagen, daß es die Heilige Schrift wäre oder die westlichen oder östlichen Kirchenväter, es ist auch nicht Liturgie oder die Geschichte der christlichen Kunst. Nein, Quelle und Maßstab ist einfach ein priesterlicher Dienst mit wachem Blick auf Menschen und darin sich zeigende Positionen. Deshalb ist das Buch *Christoph Kardinal Schönborn* gewidmet, deshalb finden die Frauen *Adrienne von Speyr* und *Hanna Barbara Gerl-Falkowitz* besondere Beachtung und werden immer wieder die großen Päpste des 20. Jahrh. zitiert. Auf diese Weise gewinnt das Buch große Praxisnähe (bei aller dokumentierten Gelehrsamkeit) und besondere Aktualität.

So soll also niemand sagen, es sei theologisch „nichts los“ in Deutschland. Das ist nicht richtig. Aber der Leser ist beeindruckt davon, daß dieser Autor nicht marktschreierisch mit seinen Thesen umgeht. Nichts davon ist für die BILD-Zeitung geeignet. Es ist eine besondere

Bescheidenheit, die die jeweilige Sache hervortreten läßt. Das gilt besonders, wenn man immer wieder miterlebt, wie die angeblich großen Theologen systematisch „promotet“ werden.

Immer wieder werde ich gefragt: Wie ist Seelsorge heute möglich? – Antwort nach der Lektüre von *Hartmanns* Buch: Nicht zuletzt dadurch, daß man sich bereichern läßt durch die interessanten Wege und Nebenwege im großen Gebirge Theologie. Wes das Herz voll ist von Liebe zu den Menschen und der Kopf voll ist von Eindrücken und Einsichten aus der Theologie, des wird der Mund übergehen, weil Menschen gerne jemandem zuhören mögen, der innerlich brennt und die Flamme theologischen Denkens weitergibt – so oder so.

Am stärksten hat mich der Aufsatz über den Pfarrer von Ars beeindruckt, den *Hartmann* im Kontext des Priesterjahres geschrieben hat. Der Aufsatz endet mit einem Abschnitt, in dem für meine Wahrnehmung auch *Stefan Hartmann* selbst vorkommt: „Vom gekreuzigten Herrn gezeichnete Sendungen wie die des Paulus und nun des Pfarrers von Ars (auf die Benedikt XVI. mit seinen beiden Ge- und Bedenkjahren hingewiesen hat) stellen auch das Paradox und Ärgernis des Evangeliums in die Öffentlichkeit. Indem aber das Ideal so aufleuchtet, gewinnt es Attraktivität für neue Berufungen... Sie alle lassen sich nicht „kopieren“, aber sie können im Hintergrund stehen, wenn Priester „postsäkular“ ihren Weg der Nachfolge trotz aller Gegenwinde und vielleicht ganz bescheiden und unauffällig zu gehen versuchen.“

Klaus Berger

Katholiken in der Türkei

Wie gelangt man als Priester in die Funktion des stellvertretenden Vor-

standsvorsitzenden einer Aktiengesellschaft? Zum Beispiel indem man Pfarrer in Istanbul wird. Denn die Römisch-katholische Kirche ist als solche auf keiner Ebene – weder diözesan noch pfarrlich – juristisch in der Türkei anerkannt. Das Grundstück des Gemeindezentrums von St. Paul gehört einer Aktiengesellschaft türkischen Rechts. Sie wurde nach dem Scheitern anderer Lösungen (etwa Erwerb durch das Auswärtige Amt) gegründet von „vertrauenswürdigen türkischen Staatsangehörigen deutscher Abstammung“, wie die deutsche Botschaft in Ankara 1963 nach Bonn berichtete.

Daß trotzdem komplexe Probleme in der Eigentumsfrage entstanden, gehörte für *Peter Wehr* von Beginn seiner Beauftragung durch das Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz im November 2004 an zu seinen Herausforderungen als Pfarrer in Istanbul, der auch für die deutschsprachigen katholischen Christen in der „Außenstation“ Ankara mitverantwortlich war. Allerdings war *Wehr* in den drei Jahren zuvor durch sein „Himmelfahrtskommando“ als Generalvikar der überschuldeten Diözese Berlin bereits in Management-, Reform- und Vermittlungsaufgaben geschult und wohl auch hinreichend abgehärtet worden.

Inzwischen publizierte der 2009 nach Palma de Mallorca entsandte Auslandsseelsorger seine an der Philosophischen Fakultät III der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg angenommene Dissertation:

Christ sein in der Fremde. Die deutschsprachige katholische Gemeinde in Istanbul zwischen Anpassung und Bewahrung, Berlin 2009, 302 S.

Er wertet darin umfangreiches Material aus den Archiven des Auswärtigen

Amtes, der Deutschen Bischofskonferenz, des Evangelischen Zentralarchivs Berlin sowie der Pfarrgemeinde St. Paul und des österreichischen Sankt-Georgs-Kollegs in Istanbul aus. Für seine nicht nur zeithistorische, sondern wesentlich pastoralsoziologische und religionspädagogische Forschungsarbeit wendet er das von *Pierre Bourdieu* entwickelte Habitus-Konzept auf die „lediglich geduldete“ deutschsprachige katholische Auslandsgemeinde an. Das Fazit seiner gründlichen, trotz des sachlich-nüchternen Stils manchmal geradezu spannend zu lesenden Studie dürfte EU-Beitrittseuphoriker desillusionieren: Die Religionspolitik des türkischen Staates lege den Schluß nahe, „daß die Religionsfreiheit trotz aller übrigen Reformen in absehbarer Zeit in diesem Land nicht realisiert werden wird. Es ist deshalb davon auszugehen, daß der Gemeinde St. Paul der Zugang zur Mitte der türkischen Gesellschaft, die weitgehend muslimisch geprägt ist, verwehrt bleibt“. Zwar würden den Christen Refugien zugebilligt; doch achte die türkische Seite darauf, „daß diese keine gesellschaftliche Relevanz erhalten“. Grenzüberschreitungen in die türkische Gesellschaft hinein würden „ihre faktische Existenz gefährden“.

Die Vitalität der christlichen Gemeinde „in einer fremden Welt“ beruhe vor allem auf Bezugspersonen in „konstanter personeller Präsenz“ – vor allem den Pfarrer als „Ideengeber, Motor und Manager“ – und auf den zentralen Vollzügen von Gottesdienst, Sakramentenspendung und Katechese. Daneben seien der Bezugsort und ein gemeinsames Projekt (in Istanbul bis 2005 das Deutsche Altenheim) von Bedeutung. Für zeitlich befristet in die Türkei entsandte Personen aus Wirtschaft, Verwaltung und Politik sei diese „Gemeinde auf Zeit“ zudem ein wichtiger Ort der Integration in das Netzwerk der Dauer-

residenten oder durch Heirat in einer muslimischen Familie lebenden Deutschen. Als „Kommunikationsschnittpunkt“ am Sitz des Ökumenischen Patriarchen stehe die Gemeinde zudem vielen Besuchern aus Kirche und Politik als Gesprächspartner zur Verfügung und als „Solidargemeinschaft“ für eine Krisenbegleitung von Landsleuten, die „in den praktischen Fragen der Lebensorganisation verunsichert“ seien oder deren Leben in der Türkei „einen unerwartet unerfreulichen Verlauf genommen hat“. Als weitere Funktionen der Gemeinde St. Paul innerhalb der „deutschen Kolonie“ identifiziert *Wehr* die Wissensvermittlung in Vorträgen, Führungen oder Reisen, den Sendungsauftrag – „der sich auch auf das Gastland Türkei bezieht“ – und den interreligiösen Dialog.

Dieser solle aber, wie auch der Jesuit *Felix Körner* Papst *Benedikt XVI.* interpretiere, wegführen „von einem Harmonisieren, das sich mit einem Minimalkonsens begnügt“ und „hin zur bewußten Unterscheidung“, die den Dissens ehrlich benenne und zugleich Einsicht dafür schaffe, „daß Glaubende, die so grundsätzlich anders glauben, friedlich miteinander leben und fruchtbar miteinander reden können“.

Andreas Püttmann